

Leseprobe

VICTORIAN SECRETS

Verbotene Träume

VON HELEN B. KRAFT



Steampunk Romance

Copyright © 2015 Romance Edition

Covergestaltung: © jdesign.at

ISBN-Taschenbuch: 978-3-902972-38-5

ROMANCE  EDITION

1. Kapitel

6. Oktober 1878

Das Atmen der anderen Waisenmädchen durchbrach die ansonsten vorherrschende Stille des Zimmers in unregelmäßigen Abständen und hinderte Royalyn Summer daran, endlich einzuschlafen. *Whitham Hall*, das Waisenheim für Jungen und Mädchen, in dem sie untergebracht waren, blieb ansonsten totenstill. In diesem Teil des Heims gab es keine tickenden Uhren, auch fehlte es an jedweden anderen Komfort. Alles in diesem Gebäude war alt. Alte Betten, alte Schränke, alte Dielen. Jeder Schritt wurde von einem Knarzen begleitet, jedes Türenöffnen von einem Quietschen. Es gab keine Gelegenheit, unauffällig zu bleiben.

Die meisten Mädchen störten sich nicht daran, dass sie ständig überwacht wurden, sie kannten es nicht anders. Die älteren unter ihnen, wie Roya, erledigten Botengänge für gut betuchte Herrschaften und sahen die andere Seite Londons: die herrlichen Gebäude mit ihrer opulenten Einrichtung. Den Reichtum, den Luxus, den einige Menschen mit einer Selbstverständlichkeit annahmen, die für ein Waisenkind nicht nachzuvollziehen war. Es weckte Neid, und manches Mädchen war bereit, den fragilen Schutz von *Whitham Hall* gegen eine Anstellung als Dienstmädchen einzutauschen – oder Schlimmeres zu tun.

Nicht Royalyn, die sich nicht einmal vorstellen mochte, sich für den Rest ihres Lebens einer Autorität unterzuordnen. Allein, was sie hier im Waisenhaus erlebte, genügte ihr, um sich gewiss zu sein, dass dies nicht ihre Bestimmung war.

Vorsichtig drehte sie sich auf die Seite. Sie durfte Violet nicht berühren, mit der sie sich ein Bett teilte. Das Mädchen besaß einen Hang zur Dramatik und würde ihr sofort vorwerfen, in ihre Träume eingedrungen zu sein. Was keinesfalls so war. Als Traumgängerin verirrte sich Royalyn hin und wieder in fremde Träume. Meist unabsichtlich, aber eben nicht immer. Sie benötigte den Kontakt, um am Leben zu bleiben. Ein Geheimnis, das sie mit niemandem teilte.

Sie unterdrückte ein Seufzen. Mistress Pennycombe, die Heimleiterin, sah es nicht gern, wenn ihre Schützlinge ihre Gefühle offen

zur Schau trugen. Taten sie es doch, endete es meist mit einem Schlag auf den Hinterkopf oder die Finger. Beides schmerzhaft und vermeidbar, sofern man sich an die Regeln hielt.

Regeln. Gott, wie Royalyn Vorschriften hasste. Wie schafften es nur die anderen Kinder, sich jedweden freien Gedanken und Selbstständigkeit aberziehen zu lassen?

Neben ihr wurde das Schnarchen lauter. Violets Nase war schon den ganzen Tag über verstopft gewesen. Das Geräusch zerrte an Royalyns Nerven. Kein Schlaf in Sicht. Mitternacht musste schon lang verstrichen sein. In ein paar Stunden ging die Sonne auf, und Royalyn würde aufstehen und ihr Tagwerk verrichten müssen. Vielleicht kam ein feiner Herr und forderte ihre Dienste für seinen Haushalt oder trug ihr Botengänge auf. Noch ging das, Royalyn war erst vierzehn. Nicht zu alt, aber auch nicht mehr jung genug, um als Hausmädchen eingestellt zu werden. Da bevorzugte die höhere Gesellschaft jüngere, formbare Angestellte. Besorgungen zu machen gefiel Royalyn. Im Grunde war alles besser, als die Flure von *Whitham Hall* zu fegen oder in der Küche den Spüldienst zu übernehmen. Doch dazu musste sie ausgeschlafen sein. Dunkle Ringe unter den Augen weckten das Misstrauen der Heimleiterin. Sie würde nachforschen – und falls Violet behauptete, schlecht geschlafen zu haben ...

Unwillkürlich erschauerte Royalyn. Gelegentlich verselbstständigte sich ihre Gabe. Je älter sie wurde, desto seltener, und dennoch nutzten die anderen Mädchen jede Chance, um sich vom Tagesdienst zu drücken, indem sie sagten, Royalyn habe sie in ihren Träumen belästigt. Noch immer brannten die Stellen auf ihrem Rücken von den Schlägen mit dem Rohrstock von Mistress Pennycombe. Nur weil Royalyn deren Träume betreten hatte. Dabei hatte sie das gar nicht geplant gehabt. Als sie die Heimleiterin in ihrem schwarzen Kleid und dem perfekt sitzenden Dutt im Sessel im Aufenthaltsraum hatte dösen sehen, wollte sie ihr nur einen Streich spielen. Stattdessen war sie von einer Sekunde zur nächsten in deren Traumwelt hinein-gezogen worden. So schnell, dass sie nichts hatte tun können, um es aufzuhalten.

Mit Grausen erinnerte sie sich daran, Mistress Pennycombe durch die Gänge von *Whitham Hall* gefolgt zu sein. Die vertrauten Flure des Heimes waren kalt und grau erschienen. Die Bilder an den Wänden vermittelten den Eindruck, sie könnten Royalyn sehen; die Blicke der Porträts folgten ihr auf Schritt und Tritt. Dort, wo sich Leben regte, tauchte Pennycombe auf und zerstörte es, indem sie schalt oder

schlug. Und dann das Lachen. Harsch und schrill zugleich dröhnte es hinter geschlossenen Türen, zerriss die Stille, bis es in den Ohren stach wie spitze Messer.

Erst als eines der jüngeren Heimkinder in den Raum gerannt kam und laut weinte, war Pennycombe aufgewacht. Mit blassgrauen Augen hatte sie Royalyn gemustert und ohne zu zögern zugeschlagen. Nur eine Ohrfeige. Mehr durfte sie nicht tun, ohne zu riskieren, die Leitung des Heims zu verlieren – zumindest offiziell.

»In mein Arbeitszimmer. Sofort.« Ihr Tonfall hatte sich für keinen Moment geändert. Nichts deutete darauf hin, dass sie wütend oder entsetzt war. Da war nur ruhige Gleichförmigkeit, die Royalyn mehr Angst einjagte, als es ein Fluch oder offene Wut getan hätte. Denn es versprach Schlimmeres als einen Schlag ins Gesicht. Pennycombe tat nur nach außen so, als beherrsche sie sich. Die frischen Striemen auf Royalyns Rücken bewiesen es.

Doch alles Grübeln half nichts. Sie musste schlafen.
Verfluchte Violett!



Laut hallte das Klirren der Ketten durch die Flure des Gebäudes, durch das Seamus McGuinney geschleift wurde. Jeder einzelne Muskel in seinem Körper protestierte gegen die Behandlung, doch er war zu schwach für Gegenwehr. Im Tower von London hatten sie ihn hungern lassen, ihm nur einen Becher Wasser pro Tag gegönnt, was seine ohnehin angeschlagene Gesundheit umgehend mit Husten und Fieber quitiert hatte.

Während er zwischen den beiden Männern hing, die wortlos vorwärtsstrebten, versuchte Seamus durch die Strähnen seines Haares, das ihm feucht ins Gesicht hing, zu erkennen, wo er sich befand. Es war nicht einfach, da seine Lider verquollen und verklebt waren und das Blickfeld stark einengten.

Zunächst huschten der Boden und die grün gekachelten Wände als verschwommene Schemen an ihm vorbei. Dann erkannte er, dass mehrere Türen zu jeder Seite abgingen. Es roch stechend nach Alkohol. Sein Magen rebellierte, aber er enthielt nichts, was er hätte von sich geben können. Trotzdem spürte Seamus den bitteren Geschmack von Galle auf seiner Zunge.

Sie gelangten ans Ende des Flurs zu einer Tür, die anders als die

anderen nicht aus einfachem Holz, sondern aus Metall zu bestehen schien. Einer der Männer öffnete sie, und sie bugsierten Seamus hinein.

Hier roch es noch stärker nach Alkohol. Drei verummte Gestalten standen abseits um einen Tisch, über dem ein weißes Leinentuch lag. Eine der Personen wies eindeutig weibliche Formen auf. Seamus hörte ein Zischen wie von einer Schlange und drehte den Kopf. Durch den Schleier der Erschöpfung erkannte er eine Art Blasebalg, der sich innerhalb eines Glaskolbens bewegte. Ein Schlauch verband damit eine Maske, deren Verwendungszweck er besser nicht wissen wollte. Er erschauerte und lenkte seine Konzentration zurück auf die Menschen um ihn herum. Sie waren so vertieft in ihre Unterhaltung, dass sie nicht bemerkten, wie er sie ansah. Es handelte sich augenscheinlich um Ärzte, und Seamus hoffte, dass sie sich seiner annahmen und wegen seiner Erkrankung helfen wollten. Wenngleich das keinen Sinn machte. Er war ein zum Tode verurteilter Verbrecher ohne Aussicht auf Begnadigung.

Als er etwas sagen wollte, zogen ihn die Männer weiter. Sie gaben sich keinerlei Mühe, ihn vorsichtig zu behandeln, als sie ihn mit Gewalt auf den Tisch bugsierten und ihn an Armen und Beinen mit Lederschnüren festbanden.

Seamus wehrte sich, so gut es ging. Obwohl er um sich trat und die Kerle wegzudrücken versuchte, behielten sie die Oberhand. Die Anstrengung forderte ihren Tribut und ließ ihn husten. Einer der Männer drückte ihm eine Hand fest auf den Brustkorb, was das Atmen noch schwerer machte. Inzwischen piffen seine Lungen einen hohen Ton, der sogar einem Laien wie Seamus sagte, dass er ersticken würde, wenn er nicht bald Luft bekam. Panik überrollte ihn, ließ seine Haut klamm werden vor Schweiß.

Jemand drückte ihm etwas auf Mund und Nase, und er konnte gierig Atem schöpfen. Vor Erleichterung traten Seamus Tränen in die Augen.

»Schwester, jetzt.«

»Was ...?« Das Wort kam fast unartikulierte über seine Lippen. Er versuchte, die Maske wegzuschieben, sich aufzurichten, konnte sich aber nicht rühren. Die Fesseln an den Handgelenken und über dem Bauch hinderten ihn. Nur am Rande bekam er mit, wie sich die Männer, die ihn gebracht hatten, zurückzogen. Sie bezogen an der Tür Stellung, die Arme vor der Brust verschränkt, als Bollwerk, an dem niemand vorbeikam.

Die Atemmaske auf Seamus' Gesicht wurde leichter, fast kaum noch wahrnehmbar. In der Luft lag ein süßlicher Duft, der vorher nicht da gewesen war und durch den sich ein Pelz auf seiner Zunge bildete. Jemand drückte gegen seine Schultern. So schwer, so kräftig.

Nur mit Mühe gelang es ihm, die Lider zu öffnen. Ein Mann beugte sich über ihn, das Gesicht mit einer Maske verdeckt. Ein Tuch hielt seine Haare zurück. Seamus konnte nur zusammengeschobene Brauen erkennen. Die Augen glänzten im Schein einer Gaslampe. Sie sahen böse aus. Wie bei einem Monster. Aber er glaubte doch nicht an so etwas. Er war kein Kind mehr. Er war ...

»Ganz ruhig, Seamus, ganz ruhig. Lassen Sie es zu. Bald ist es vorbei.«

Vorbei? Was? Wer sprach da? Was meinte der Fremde? Was würde vorbei sein? Die Gedanken zerflossen wie flüssiges Silber. Seine Sinne schwanden. Nur der süße Geruch verstärkte sich, je mehr er einatmete.

»Er ist so weit, Schwester. Geben Sie mir das Skalpell.«

Der Druck auf seinem Gesicht verminderte sich, die Maske wurde fortgenommen.

»Ja, Sir.«

Nein, nein! Er war keinesfalls so weit. Er schlief nicht! Er hörte jedes Wort, warum bemerkte das niemand? Sie mussten das doch sehen! Ihn hören! Halt! Aufhören! Auf...

Er wollte etwas sagen, aber seine Zunge fühlte sich geschwollen an. Kein Wort kam über seine Lippen. Dafür biss ihn ein Tier in die Brust, und ein kalter Gegenstand glitt in ihn hinein. Seamus riss die Augen auf und schnappte nach Luft. Er bäumte sich gegen die Fesseln, die trotz Polsterung in seine Haut schnitten. Vergeblich. Er bewegte sich keinen Millimeter.

Es tat weh. Jede einzelne Faser seines Körpers brannte, als stünde sie in Flammen. In seiner Brust tobte ein Sturm, der ihn schier entzweiriss. Etwas Heißes rann an seinen Seiten herab und seine Lungen drohten endgültig zu kollabieren. Gleichzeitig fühlte er sich seltsam leicht, als könne er schweben.

»Sir, er bewegt sich!« Die Schwester klang beunruhigt.

»Geben Sie mir die Klammern. Sobald ich die Arterien und Venen abgeklemmt habe, können wir sein Herz entnehmen.«

Sein Herz? Oh Gott, nein! Was hatten sie mit ihm vor? Warum war er hier? Das musste ein Irrtum sein! Er sollte im Tower sitzen. Er sollte gehängt werden. Nicht ausgeweidet wie Schlachtvieh. Er bereu-

te seine Taten. Er bereute ja, aber das hatte er nicht verdient. Das nicht!

»Doktor! Haben Sie nicht gehört, was ich gesagt habe? Er ist noch wach!«

»Dann geben Sie ihm mehr Äther, Herrgott noch mal! Ich bin dabei, die Rippen dieses Mannes so spreizen, und sie können nicht einmal dafür sorgen, dass er schläft? Jetzt machen Sie schon!«

Die Maske wurde auf Seamus' Gesicht gedrückt. Der Blasebalg zischte in gleichmäßigem Rhythmus und der süßliche Duft des Äthers füllte erneut seine Lungen.

Das ältere Gesicht kam zurück in Seamus' Blickfeld. »Ruhig, Seamus. Ich rette Sie, aber dafür müssen Sie schlafen.«

Seamus blinzelte.

Er will dein Herz;

Er rettet mich.

Er ...

»So ist es gut. Entspannen Sie sich.« Der Arzt murmelte zu niemand Bestimmten: »Gut so, fahren wir fort.«

»Wenn es diesmal klappt, werden wir berühmt, Doktor.« Eine fremde Stimme, deren Tonfall vor Bewunderung troff, kam von weit her und schaffte es gerade noch, in Seamus' benebelten Verstand vorzudringen.

»Berühmt bin ich bereits, Doktor. Ich werde unsterblich, wenn dies gelingt. Und mein Sohn ebenfalls.«



Tom Doyle fuhr mit einer Hand durch sein Haar, während er an einer Ecke am Trafalgar Square lehnte. Er beobachtete die vorbeilaufenden Fußgänger, die die letzten Sonnenstrahlen nutzten, um in ihre Häuser zurückzukehren. Ein leichter Wind trug den Geruch der Docks mit sich, gepaart mit dem üblichen Odeur einer verschmutzten Stadt. Am Himmel krächzten ein paar Raben, die zum Tower flogen oder aus dessen Richtung kamen. Wie schwarze Punkte hoben sie sich vor dem allgegenwärtigen grünen Wetterleuchten Batterseas ab, das dem Firmament seit dem Fabrikunfall vor über dreißig Jahren eine ungesunde Farbe verlieh. Die Vögel verfolgten jede Bewegung am Boden, um sofort zuzuschlagen, falls etwas Essbares auf das Kopfsteinpflaster fiel. Im Grunde unterschieden sie sich nicht von Tom, dessen

Beobachtungen nur einem einzigen Zweck dienten: sein Überleben zu sichern. Wenngleich er nichts von dem Unrat auffas, den die Londoner fortwarfen, so galt seine Aufmerksamkeit doch den Menschen. Er analysierte ihr Verhalten, ihre Bewegungen, weil er herausfinden wollte, welcher von ihnen für sein Vorhaben am geeignetsten erschien. Zudem mochte er es, sich vorzustellen, wohin es die Passanten trieb. Waren es feine Villen oder herrschaftliche Häuser? Wohnten die Arbeiter in kleinen Wohnungen oder gingen sie zu den Armenhäusern, wo sie die Nacht verbrachten? Jeder einzelne dieser Menschen strebte auf ein Ziel zu, das sich Tom nicht einmal vorstellen konnte. Weil er kein Zuhause besaß. Seine Heimat war Londons Untergrund, wohin ein Dieb wie er gehörte. Er bedauerte diesen Umstand keinesfalls. War er doch so niemandem Rechenschaft schuldig über die Dinge, die er tat.

Wie in diesem Augenblick, als er sich von der Wand abstieß und gemessenen Schrittes den Square überquerte. Er hatte kein bestimmtes Ziel, ließ sich treiben. Wie einer der vielen Streuner, die Londons Gassen bevölkerten, streifte er durch die Stadt. Er war auf der Suche. Wenngleich er nicht genau sagen konnte, wonach. Er hoffte nur, es zu erkennen, sobald er es sah.

Er bog mehrfach ab und fand sich schließlich einem alten, fast baufälligen Gebäude gegenüber. Die Wände aus Kalkstein waren ausgewaschen, die stuckverzierten Kassetten ausgebrochen und ausgeblichen. Unrat lag vor einer dreistufigen Sandsteintreppe, die fächerförmig zu den Seiten weglief. Ein dünnes Band aus geschmiedetem Eisen diente als Geländer, mehr Zierde als nützlich. Über einer Doppeltür aus zerkratztem Holz prangte ein Messingschild: *Whitham Hall Waisenhaus*. Kein schöner Ort, um seine Kindheit zu verbringen.

Etwas quiekte und lenkte Toms Aufmerksamkeit auf ein paar umherhuschende Ratten, die um etwas undefinierbares balgten. Eine besonders vorwitzige hockte sich auf die Hinterbeine, reckte die Nase in die Luft und schnupperte. Die zierlichen Pfoten vor dem Bauch übereinandergelegt, so wie Menschen es oft zu tun pflegten.

Tom wusste, dass das Tier mehr wahrnahm als er. Für ihn roch es nur nach Urin und Abfällen, aber die Ratte würde vermutlich jeden noch so winzigen Krümel Futter erschnuppeln, den es in der Nähe gab. Tom verzog die Lippen. Die Nager fraßen alles, dessen sie habhaft werden konnten. Auch ihre Artgenossen, falls es nötig wurde. Darin unterschieden sie sich von den Raben.

Tom beschloss, die Gasse umgehend zu verlassen. Die Sonne war

inzwischen untergegangen und die Gaslampen entzündet worden. Außer ihm gab es nur noch das Diebesgesindel und die Schädlinge, die Straßen und Himmel bevölkerten. Er wandte sich zum Gehen, verharrte jedoch in der nächsten Sekunde. Ruckartig drehte er den Kopf, dann ließ er seinen Blick die vergammelte Fassade entlang nach oben gleiten. Wie von selbst suchten seine Augen nach den Fenstern, die schwarz und trostlos auf die Straße zeigten. Nichts. Keine Bewegung, kein Geräusch, das Toms Aufmerksamkeit hätte erregen können.

Und doch gab es da etwas, das ihn am Weitergehen hinderte. Es fühlte sich fast so intensiv an wie das Gefühl, das ihn überkam, wenn er in den Träumen der Londoner ein- und ausging. Sein Herz begann zu trommeln, und eine unerklärliche Aufregung erfasste ihn, während sich die Härchen in seinem Nacken aufrichteten. Seine Instinkte schrien Gefahr, warnten ihn, sodass er sich gegen einen Angriff wappnete, ehe er sich umdrehte.

Allein. Woher also das beunruhigende Gefühl, das seinen Brustkorb einengte und ihm das Atmen erschwerte? Emotionen, die er zuletzt als Kind zugelassen hatte. Vor einer Ewigkeit. Zu einer Zeit, die er nur allzu gern vergessen hatte.

Mit dem Fuß drängte Tom die Ratten von den Stufen und hockte sich dorthin. Die Viecher quiekten ungehalten, rannten jedoch davon. Toms Kleidung war abgetragen und ohnehin schmutzig, da machte Dreck am Hosenboden auch nicht mehr viel. Die Nachtwächter und Schutzmänner mieden Gassen wie diese, sodass er sich keine Sorgen darum machen musste, entdeckt zu werden. Die Beine bis zur Brust hochgezogen, lehnte er sich zurück und fühlte die Wärme an seinem Rücken, die durch die Tür nach draußen strömte. Er legte den Kopf ans Holz und schloss die Lider. Tief einatmend entspannte er seine Muskeln. Ab diesem Moment war es ihm gleich, ob die Nager auf der Suche nach Fressen zurückkamen und an ihm herumschnüffelten. Das Einzige, das zählte, war herauszufinden, was ihn an diesen Ort zog. Tom fühlte, wie die Grenze zwischen Träumen und Wachen fließender wurde, bis sie sich wie ein Vorhang vor ihm öffnete.

Da lagen sie, die Träume der Londoner. Dies war Toms Spielwiese, die er besuchte, um daraus Kraft zu ziehen. Er war ein Schleicher, dessen Körper die Traumgänge benötigte, um zu überleben. Im Jahr vor seiner Geburt war Battersea explodiert und Chemikalien hatten die Luft verschmutzt. Viele Kinder, die danach geboren worden waren, hatten sich verändert – so wie Tom. Wenngleich sich diese Ver-

änderungen erst im Laufe der Zeit gezeigt hatten. In seinem Fall mit sechs Jahren. Ein Alter, in dem man auf die Eltern angewiesen ist, sie liebt und ... *nein*, daran wollte Tom nicht denken.

Wie Wolken trieben die unterschiedlich großen Traumwaben in einem farblosen Raum umher, darauf wartend, dass Tom sie betrat. Blitze zuckten über verschwommene Bilder hinweg, die voneinander abweichende Szenen zeigten: Traumerinnerungen von Schlafenden.

Niemand außer ihm sah die Traumwelt auf diese Weise. Die vielen anderen Schleicher betraten Träume wie Theaterstücke. Zudem benötigten sie alle Hautkontakt zur Erdung – und um sich nicht während der Traumgänge zu verlieren. Er dagegen konnte sie betreten und ganz nach Belieben verändern. Er war nicht auf eine Verbindung in die Realität angewiesen. Und er kam an jene Geheimnisse heran, die ihm ermöglichten, ein gutes Leben zu führen – trotz der Tatsache, dass er auf der Straße hauste.

Entschlossen machte Tom einen Schritt in die gewaltige Grenzenlosigkeit hinein. Er fühlte, wie Aufregung sein Blut erwärmte, während er sich umsaß. Heute Nacht würde er nicht nur genug Energie aus den Träumen fremder Menschen beziehen, um gesund zu bleiben. Er würde zugleich der merkwürdigen Präsenz auf den Grund gehen, die ihn daran gehindert hatte, die Gasse zu verlassen.



Royalyn blinzelte. Wo war sie hier? Eben noch hatte sie in ihrem Bett in *Whitham Hall* gelegen, verärgert, keinen Schlaf finden zu können, und jetzt stand sie auf einer Wiese inmitten eines düsteren Wäldchens. In einigen Metern Entfernung wurde eine Tanzfläche aus dunklem Parkett von flackernden Fackeln erleuchtet. In der Luft tanzte eine zarte Melodie durch die Bäume. Es wehte eine leichte Brise, und beinahe konnte Royalyn das Salz des Nordatlantiks auf den Lippen schmecken.

Ein faszinierender Ort. Wie schaffte Violet es, von solch einem Platz zu träumen, ohne jemals dort gewesen zu sein? Eine derartige Fähigkeit wäre wunderbar. Dadurch ließen sich die Sorgen des Alltags vergessen, indem man sich an einen Ort träumte, den man sich ersehnte.

Verzückt wanderte Royalyn um die Tanzfläche herum. Auf einem dicken Grastepich wuchsen Gänseblümchen, deren weißer Blüten-

stand im Schein der Fackeln aufleuchtete.

Wie wohl jedes Mädchen in ihrem Alter wünschte sich Royalyn in diesem Augenblick, nicht allein zu sein, sondern auf einen galanten jungen Gentleman zu treffen, der sie zum Tanzen aufforderte. Doch hier gab es niemanden außer ihr. Und selbst wenn. Welcher Mann würde schon ein vierzehnjähriges Waisenmädchen um einen Tanz bitten? Nein, Royalyn schüttelte den Kopf, schalt sich selbst eine Närrin und schlenderte weiter. Den Blick auf den Boden geheftet, um keine der Blumen zu zertreten, entfernte sie sich einige Schritte vom Parkett, als dunkle Hosenbeine vor ihr auftauchten. Erschrocken sah sie auf.

Da stand er, ihr Traummann. Im wahrsten Sinne des Wortes. Hochgewachsen, mit breiten Schultern und der schlanken Figur eines Läufers. Er mochte einige Jahre älter als Royalyn sein, hatte aber die dreißig vermutlich noch nicht überschritten. Sie schätzte ihn auf etwa fünfundzwanzig. In seinen grauen Augen blitzte der Schalk, der von einem hinreißenden Lächeln gespiegelt wurde. Royalyn schluckte, weil sie nicht wusste, was sie sagen sollte. Das blonde Haar des Fremden war viel zu lang und fiel ihm in die Stirn, sodass einige Strähnen seine Augen beschatteten. Es zuckte in Royalyns Fingerspitzen, es ihm aus dem Gesicht zu streichen.

»Guten Abend, schöne Lady.«

»G-guten Abend.« Schon konnte sie spüren, wie eine feine Röte ihre Haut überzog. Das war nicht gerecht. In einem Traum sollte sie charmant und weltmännisch sein und diesen Herrn mit Liebreiz in Versuchung führen. Nicht stottern wie ein Schulmädchen. Zumal sie außer beim Handarbeitsunterricht niemals ein Klassenzimmer von innen gesehen hatte.

Das Lächeln des Fremden vertiefte sich, und er streckte eine Hand aus. »Darf ich um diesen Tanz bitten?«

Als er die Worte sprach, die Royalyn noch vor wenigen Augenblicken ersehnt hatte, kamen ihr zwei Gedanken: Dies konnte unmöglich Violets Traum sein. Und wie, zum Teufel, hatte sie es geschafft, ihren eigenen Traum ihren Wünschen anzupassen?

Der Traummann wartete weiterhin geduldig, wenngleich sie glaubte, ein wenig Unsicherheit in seinen Augen zu erkennen.

Der Gedanke verfloß rasch, als der Fremde die Initiative ergriff und ihre Hand mit seinen langen Fingern umschloss. Warm und ein wenig rau fühlten sie sich an. Sie suchte im Gesicht ihres Gegenübers nach einer Erklärung, als ihre Haut zu kribbeln begann.

»Oh.«

Das unartikulierte Wort kam nicht von ihr. *Er* hatte es gesagt. Zudem lag ein Ausdruck der absoluten Überraschung auf seinem Gesicht.

2. Kapitel

7. April 1880 – anderthalb Jahre später

Das Trillern von Pfeifen hallte durch die Nacht und trieb Gänsehaut über Seamus' nackte Arme. Rasch trat er in die Schatten des Kanalisationseingangs zurück, um nicht gesehen zu werden. Die Polizei suchte sie. Immer noch. Irgendwann würde einer von ihnen genug Intelligenz besitzen, im Tunnelsystem unter der Stadt nachzusehen, das er für sich und Cameron als Versteck auserkoren hatte. Bis dahin musste er einen neuen Platz gefunden haben, an dem sie sich verbergen konnten. Ihnen blieb nicht mehr allzu viel Zeit.

Etwas Schleimiges tropfte von der Decke und landete auf seiner Hand. Angeekelt wischte er sie an seiner Hose ab. Er hasste die allgegenwärtige Feuchtigkeit des Abwassersystems – ebenso wie den penetranten Geruch nach Fäkalien, den er glücklicherweise kaum noch wahrnahm. Sie kroch ihm in die Glieder und sorgte dafür, dass sich seine Bewegungsfreiheit einschränkte.

Er lachte harsch. Ausgerechnet ein Mann seines Alters beschwerte sich über körperliche Gebrechen. Er hatte erst sechszwanzig Sommer gesehen! Er sollte vor Kraft strotzen und das Leben genießen. Er lebte noch. Das war mehr, als andere Verbrecher behaupten konnten. Er hatte gestohlen, getötet und war dafür verurteilt worden. Doch der tatsächliche Preis, den er hatte zahlen müssen, war weitaus höher als der Tod.

Weil Grübeleien ihm nicht weiterhalfen, drehte er sich um. Vor ihm lag tintenschwarze Dunkelheit. Sie half Seamus dabei, sich den Schergen der Königin zu entziehen. Dank der Veränderungen, die die Ärzte an seinem Körper vorgenommen hatten, konnte er im Dunkeln sehen.

Ein Stöhnen unterbrach seine Gedanken und zwang ihn, rasch seinen Weg zurück zu der Seitenkammer des Tunnels zu bahnen, in der Cameron auf ihn wartete. Seine Schritte wurden von leisem Plätschern begleitet, während er durch das brackige Wasser tappte, das niemals vollständig abfloss.

Er fand sein Ziel und schlüpfte in die Kammer, in der eine dünne Talgkerze die Dunkelheit bekämpfte. Sie hatten den Raum beim Ein-

zug so gut es ging trockengelegt und aus Steinen, die sie am Ufer der Themse gesammelt hatten, einen notdürftigen Wall errichtet. Es half, damit das Wasser nicht sofort wieder in Unmengen eindrang. Für einen Mann seiner Größe stellte die wackelige Mauer, die fast nur von gutem Willen und Gebeten zusammengehalten wurde, kein Hindernis dar. Leider auch nicht für die Rattenfamilie, die inzwischen ebenfalls eingezogen war und ihr Revier durchaus zu verteidigen wusste.

Seamus warf einen Stein nach einem vorwitzigen Tier, das sich anschickte, an Cameron zu knabbern, der in verdrehter Haltung in seiner Ecke lag. Seit Seamus ein paar Stunden zuvor aufgebrochen war, um Vorräte zu besorgen, hatte sich der Junge keinen Zentimeter bewegt. Nur das Heben und Senken seines Brustkorbs sowie das Zischen der Pumpe, die seine Lungen ersetzt hatte, wiesen darauf hin, dass der Siebzehnjährige noch lebte.

Mit Schaudern erinnerte sich Seamus des Momentes, als er Cameron das erste Mal begegnet war. Zu krank, um mehr als einen Schritt zu gehen, war er in einem Rollstuhl in den Operationssaal seines Vaters gerollt worden, um der gleichen Operation unterzogen zu werden wie Seamus.

»Sie haben die Wissenschaft und Medizin um Jahre vorangetrieben, Seamus!« Die Stimme des Arztes gellte ihm noch heute in den Ohren, der sich selbst beweihräucherte, weil es ihm gelungen war, Seamus in etwas zu verwandeln, das mehr Maschine als Mensch war – um ein Heilmittel für seinen Sohn zu finden.

Rasch schüttelte Seamus die Erinnerung ab. Es wurde eindeutig Zeit für ein neues Versteck. Nicht nur, weil dieser Ort deprimierend war. Hier konnten sie auf Dauer nicht bleiben. Die Mechanik, mit der sie ausgestattet waren, schützte einen Teil ihrer Organe. Ihr Blut – zumindest das, was davon übrig war – floss genauso rot und dick wie das eines jeden anderen Menschen. Ebenso versickerte es rasch in trockener Erde und war anfällig für Krankheiten jeder Art.

»Hast du Essen mitgebracht, Seamus? Und Wasser?«, fragte Cameron mit dünner Stimme. »Ich habe solchen Durst.«

»Ja. Hier.« Seamus ging neben Cameron in die Hocke und reichte ihm eine Glasflasche, deren Inhalt er aus den Brunnen am Square geschöpft hatte.

Der Junge trank gierig, und als Seamus ihm eine Ecke Käse sowie Brot hinhielt, griff er danach und schlang es rasch herunter. Unterdessen setzte sich Seamus daneben und aß seinen Anteil. Wer wusste schon, wie lang es dauerte, bis sie wieder Nahrung fanden oder steh-

len konnten? Dass noch zwei runzlige Äpfel in seiner Gürteltasche lagen, erwähnte er nicht. Cameron würde das Obst nur hastig herunter-schlingen und sich hinterher bitterlich darüber beklagen, dass er Hunger litt. So war es bisher jedes Mal abgelaufen, und Seamus hatte seine Lektion gelernt. Er rationierte nun das Essen.

Ein Geräusch ließ ihn aufmerken. Ehe er reagieren konnte, schreckte Cameron hoch und starrte mit geweiteten Augen zum Ausgang. »Wer ist da?«

»Still, du Narr!« Seamus trat seitlich gegen das Bein des Jungen und stand auf. So lautlos, wie es trotz der Wasserpfützen möglich war, pirschte er sich an den Durchgang heran. Dann blinzelte er kurz, damit sich sein Sichtfeld veränderte und er den Gang einsehen konnte.

Die mechanische Linse, die die Ärzte ihm eingesetzt hatten, färbte alles in braungelbes Licht und ermöglichte es, Menschen und Tiere zu erkennen. Durch ihre Körpertemperatur unterschieden sie sich deutlich von der Umgebung, was eine Identifizierung erleichterte.

Seamus verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln. Camerons Vater William versuchte gerade, durch die Entwässerungstunnel Londons zu gelangen, ohne dem stinkenden Wasser zu nah zu kommen. Ein lächerliches Unterfangen, denn indem er sich an den Wänden abstützte, beschmutzte er seinen feinen Anzug ebenso, wie es das Abwasser getan hätte. Ganz abgesehen davon, dass schleimige Überreste stetig von der Decke tropften. Belustigt beobachtete Seamus, wie William einen Teil des Unrats von seiner Kleidung schnippte, während es gleichzeitig an anderer Stelle wieder darauf landete. Der Mann war selbst schuld. Wer trug an diesem Ort auch schon einen hellen Gehrock ohne Mantel? Aber so war der feine Herr nun einmal. Herausgeputzt und stets vornehm gekleidet, versuchte er, von seiner hageren Statur und dem doggenähnlichen Gesicht abzulenken, das wirklich niemand attraktiv finden konnte.

»Welch Glanz in unserer bescheidenen Hütte«, spottete Seamus. Seine Stimme brach sich an den gewölbten Wänden und kam als Echo zurück. »Willkommen, Doktor. Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?«

Der Arzt sah sich erschrocken um. »Seamus?«

»Wer sonst?«

»Sie haben mich erschreckt!« Der Arzt fasste sich an die Brust, als wolle er sein Herz daran hindern, hinauszuspringen.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit, Sir. Was tun Sie hier?«

»Könnten wir dazu an einen weniger ungemütlichen Ort gehen?«

Ein bitteres Knurren drohte aus Seamus' Kehle zu entweichen, das er rasch hinunterschluckte. Der Mann verkehrte in einer Gesellschaftsschicht, die auf Leute wie Seamus herabsah. Wie sollte er auch wissen, dass Worte wie diese ihn beleidigten?

»Strecken Sie Ihre Hand aus, Sir, ich führe Sie.«

Der Arzt tat wie ihm geheißen, und Seamus fasste dessen Handgelenk. Es fühlte sich zerbrechlich an, als habe das Alter die Knochen ausgehöhlt und nicht nur die Haut darüber runzlig werden lassen.

Als sie die Kammer erreichten, half Seamus William über das Hindernis hinweg, ehe er ihm folgte und sich an seinem gewohnten Platz an der Wand niederließ. Cameron hatte sich zu einer Kugel zusammengerollt und lugte nun zwischen den Armen hervor, die er über dem Kopf verschränkt hielt. »Vater!«

»Mein Junge!« William breitete die Arme aus und sein Sohn war schneller auf den Beinen, als Seamus *Hilfe, es brennt* hätte rufen können.

Wenn sich der Bengel auch so schnell bewegen würde, sobald es darum ging, Vorräte heranzuschaffen. Aber nein, er überließ lieber Seamus den Großteil der Arbeit.

»Geht es dir gut, Sohn?« Der Arzt zog sich ein wenig zurück, um den Jungen von oben bis unten zu mustern. Als er keine Verletzungen finden konnte und Cameron heftig mit dem Kopf nickte, atmete er erleichtert auf.

»Keine Sorge, Doktor, ich kümmere mich gut um Ihren Kleinen.«

William lächelte und hob entschuldigend die Schultern. »Verzeihen Sie. Nach allem, was vorgefallen ist, müssen Sie meine Sorge verstehen.«

Natürlich verstand er das, auch wenn es ihm nicht gefiel, die Nanny für Williams verzogenen Bengel zu spielen, tat er dem Mann den Gefallen. Ohne die Warnung des Arztes hätten die Schergen der Königin ihn, Seamus, und Cameron längst getötet und sämtliche Beweise für die Mechanik in ihren Körpern vernichtet.

Seamus verschränkte die Arme vor der Brust und hob eine Augenbraue. »Das Einzige, was ich verstehen muss, ist, dass ich keine Ahnung habe, wie lang wir noch durchhalten können. Also, William, weshalb sind Sie hier?«

»Seamus!« Cameron riss sich los und fauchte wie eine Katze, die versehentlich in einen Bottich mit Wasser gefallen war. »Sprich nicht so mit Vater!«

»Das genügt, Cameron. Seamus hat recht. Ich verschwende Zeit.«
Der Arzt griff in seine Weste und zog eine Geldkatze hervor. Er warf sie in Seamus' Richtung. »Darin sind einige Pfund. Nutzen Sie sie, um die Stadt zu verlassen.«

»Vater, nein!«

»Doch Cameron, es muss sein. Der zweite Grund, weshalb ich hier bin, ist der, dass ich euch warnen will. Constable Shorster hat einen Tipp bekommen. Er und seine Männer wollen morgen die Kanalisation absuchen.«

»Verdammt!«

»Sie sagen es, Seamus. Victoria zieht inzwischen alle Register.«

»Elendes Miststück!«

»Sie sieht ihre Felle davonschwimmen, Seamus. Nachdem die Operation auch bei ihr erfolgreich war ... Sehen Sie es von ihrer Warte. Sie könnte ...«

Seamus knurrte und bleckte die Zähne. Bei den Worten des Arztes schoss sein Puls in ungeahnte Höhen und rief sein feuriges Temperament auf den Plan. »Ist mir gleich! Diese Frau spielt mit meinem Leben, und glauben Sie mir, William, ich hänge daran. Sehr sogar. Falls es bedeutet, zu kämpfen, dann tue ich das!«

»Beruhigen Sie sich, Seamus. Wir stehen auf derselben Seite! Sie will auch Camerons Tod, vergessen Sie das nicht. Ich habe Ihnen unter der Bedingung zur Flucht verholfen, dass Sie ihn beschützen. Bisher ging das gut. Wenn Sie jetzt allerdings kämpfen wollen ...«

Er spürte, wie ein Muskel auf seiner Wange zu zucken begann. Um nicht auf den Mann loszugehen, der ihm das Leben zurückgegeben hatte, ballte er die Hände zu Fäusten. Gleichwohl erkannte er an Williams Blick, dass dieser die Bewegung bemerkt hatte.

»Ich weiß, was Sie durchgemacht haben, Seamus.«

»Sie wissen gar nichts, Doktor. Sie haben noch nie bei vollem Bewusstsein mitbekommen, wie Ihnen die Rippen gespreizt und die Arterien des Herzens abgeklemmt werden! Sie wissen nicht, wie es sich anfühlt, wenn flüssiges Feuer durch Ihre Venen rast, während Ärzte darüber sprechen, ob sie mit diesem Eingriff berühmt werden oder es bereits sind.« Er trat so dicht vor William, dass er dessen Atem warm im Gesicht spürte. Er roch nach Wein und gebratenem Fleisch. Seamus wusste nicht wieso, aber das fachte seine Wut nur noch mehr an. Er wollte etwas zerschlagen, und sei es nur die Nase des Arztes, doch er beherrschte sich. Seine Wutanfälle hatten ihn erst in diese Situation gebracht.

»Es tut mir leid, Seamus. Wir können die Zeit nicht zurückdrehen. Zu den technischen Errungenschaften, über die wir verfügen, gehören nun einmal keine Zeitreisen. Sie sind Realist wie ich, Sie wissen das. Wir sollten aufhören, zu streiten und an einer Lösung arbeiten.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Ich wollte es zunächst nicht erwähnen, weil es vielleicht zu mir zurückverfolgt werden kann. Es gibt da ein Anwesen. In Highgate. Es gehörte einer entfernten Tante meiner Frau. Die alte Dame ist schon vor Jahrzehnten gestor...«

Seamus hörte das Plätschern von Wasser als Erstes und bedeutete dem Mann zu schweigen. Den Kopf schräg gelegt lauschte er auf die Ursache. Ein Flüstern kroch durch die Tunnel.

Mit einer raschen Bewegung löschte er ungeachtet Williams und Camerons Protesten die Kerze. Das Licht verriet nur ihre Position. Vermutlich brachte es nicht viel, falls die Polizisten Gaslaternen oder Fackeln mit sich führten. Aber es verschaffte ihnen etwas Zeit.

»Zu spät. Sie haben mit der Durchsuchung schon begonnen. Wer immer Ihr Informant war, Sir, wollte sicherstellen, dass Sie uns warnen. Sie haben Sie direkt hergeführt!«

William wurde blass. »Nein, das kann nicht ...«

»Doch!« Seamus packte ihn grob an den Schultern und schüttelte den älteren Mann. »Vielleicht konnte er Sie nicht direkt anprangern, aber wenn die Polizei Sie mit uns hier findet, wird nicht einmal Ihr Stand Sie davor bewahren, an den Galgen zu kommen. Sie müssen verschwinden, Sir. Sofort! Sonst sind Sie ebenso tot wie wir.«



Aufgeregt wischte sich Royalyn die Hände an ihren Röcken ab. Ihr Herz schlug so schnell, dass sie schon glaubte, es sei durch die Tür in Mistress Pennycombes Arbeitszimmer zu hören. Von drinnen drang das Gemurmel zweier Stimmen nach draußen. Eine davon definitiv männlich. Wer mochte sich um diese späte Uhrzeit noch bei der Heimleiterin aufhalten, die Royalyn befohlen hatte, direkt nach Erledigung ihrer Arbeiten zu ihr zu kommen?

Den ganzen Nachmittag lang hatte sich Royalyn darüber den Kopf zerbrochen, was sie falsch gemacht haben könnte, doch dem verkniffenen Gesichtsausdruck Pennycombes war nichts zu entnehmen gewesen. Stattdessen bekam sie einen leichten Schlag mit dem Rohr-

stock, weil sie beinah einen Teller fallen gelassen hatte.

Nachdem sie erneut ihre Finger am Rock abgewischt hatte, klopfte Royalyn an. Entgegen ihrer Erwartung wurde sie nicht einfach hereingelassen, sondern es wurde geöffnet.

Mistress Pennycombe stand vor ihr und trug das obligatorische schwarze Kleid mit dem weißen Spitzenkragen. Keines der grauen Härchen wagte es, den gestrengen Zopf zu verlassen, obwohl die Frau heftig nickte.

»Gut, gut, da bist du ja.« Ein falsches Lächeln strahlte Royalyn entgegen. Sie schluckte. Pennycombe lächelte nicht. Niemals. Kälteschauer rannen über Royalyns Körper und sie begann zu zittern. »Mistress Pennycombe?« Ihre Stimme klang wie das verzweifelte Fiepen einer Maus, also räusperte sie sich und hoffte, danach einen angemesseneren Tonfall zu treffen.

»Mein Liebes, bitte, sei nicht so schüchtern. Tritt ein.«

Jetzt wusste Royalyn, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Die Heimleiterin benahm sich fast wie Nanny Diggs aus dem Schauer-märchen, das der alte John den Jungen neulich beim Holzhacken erzählt hatte. Die Kinderfrau war dafür bekannt geworden, kleine Mädchen mit Süßigkeiten angelockt und anschließend getötet zu haben. Hinter Pennycombe tauchte ein Mann auf. Er überragte die Heimleiterin um mehr als einen Kopf, weswegen Royalyn sein Gesicht deutlich erkennen konnte. Seine fast schwarzen Augen lagen tief in den Höhlen und dunkle Schatten darunter gaben ihm das Aussehen eines Raubvogels. Der Eindruck wurde von der Hakennase und den dünnen Lippen verstärkt. Sogar der schwarze Kinnbart, der mit Öl zu einer Spitze gezwirbelt war, passte dazu.

Royalyn wollte schreien. Fortlaufen. Sie fühlte die Gefahr, die von dem Fremden ausging, konnte sich aber im ersten Moment nicht bewegen.

»Das ist Mr Nedley. Er wird dich heute mitnehmen, Liebes.«

Von all den Dingen, die hätten geschehen können, war dies die schlimmste Variante. Jedes Kind in *Whitham* kannte Nedley. Er holte nur die schönsten Mädchen aus dem Heim, um sie als Huren arbeiten zu lassen.

Ende der Leseprobe

Romance Edition

Weil es kein schöneres Thema gibt als die Liebe

Mehr Infos über das Programm von Romance Edition findet
Ihr auf der Verlagshomepage:

www.romance-edition.com

Besucht uns auch auf Facebook:

www.facebook.com/RomanceEdition

Frühjahrsprogramm 2015

